



US-Autor John Irving gedachte des am 13. April verstorbenen Nobelpreisträgers Günter Grass. Foto: EPA

„Immer zornig bleiben“

Lübeck – Mit einer wehmütigen und auch politischen Gedenkfeier hat Deutschland am Sonntag Abschied von Günter Grass genommen. Knapp vier Wochen nach seinem Tod gedachten in seiner Wahlheimat-Stadt Lübeck 900 Gäste aus Kultur, Politik und Gesellschaft des Literaturnobelpreisträgers. Der Hauptredner, US-Autor John Irving, würdigte Grass als einzigartig: „Es gibt keine Schriftsteller mehr – keine wie ihn.“ Er habe immer verlangt, man müsse zornig bleiben. Nicht nur in dieser Hinsicht nehme er seinen Freund Günter Grass als Vorbild.

Die deutsche Kulturstaatsministerin Monika Grütters (CDU) beschrieb Grass als „kritisches Korrektiv demokratischer Politik“. (dpa)

Nachfolger für Rattle gesucht

Berlin – In einer geheimen Sitzung aller 124 Orchestermitglieder wählen die Berliner Symphoniker heute ihren neuen Chefdirigenten. Jeder lebende Dirigent sei als Nachfolger von Sir Simon Rattle wählbar, erklärte Orchestervorstand Peter Riegelbauer vorab. Der Brite Rattle wird die Symphoniker, die er seit 2002 führt, 2018 verlassen. Nachfolgekandidaten sind u. a. Gustavo Dudamel und Christian Thielemann. (dpa, TT)

„Ich muss nicht aktuell sein“

Am Freitag bekam Thomas Lehr den hochdotierten Breitbach-Preis zuerkannt. Ein Gespräch über unvernünftige Entscheidungen, schwierige Themen und sinnentleerte Bilderfluten.

Innsbruck – Thomas Lehr zählt zu den renommiertesten Autoren der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. 1999 schrieb er sich mit „Nabokovs Katze“ eine breite Leserschaft. Die Romane „42“ und „September. Fata Morgana“ waren 2005 und 2010 für den Deutschen Buchpreis nominiert. In den vergangenen Tagen war Lehr in Innsbruck, diskutierte im Rahmen der Wochenendgespräche über das Verhältnis von Literatur und Wissenschaft. Zeitgleich wurde öffentlich, dass der 57-Jährige den Josef-Breitbach-Preis bekommen wird, die mit einem Preisgeld von 50.000 Euro – neben dem Georg-Büchner-Preis – höchstdotierte Literaturauszeichnung des deutschen Sprachraums.

Den Breitbach-Preis bekommen Sie unter anderem für Ihre „naturwissenschaftlichen Gedankenspiele“. Sind Ihnen während der Wochenendgespräche bereits neue in den Sinn gekommen?

Thomas Lehr: Ich glaube eher, dass es uns gelungen ist, den Zuhörern etwas zu vermitteln. Für mich waren die Gespräche eine Gelegenheit, das Bild, das ich von bestimmten wissenschaftlichen Bereichen hatte, zu verfeinern, es um Erkenntnisse aus Disziplinen, mit denen ich weniger vertraut bin, zu bereichern.

Wochenendgespräche-Moderator Raoul Schrott beklagte kürzlich im TT-Gespräch, dass sich die Literatur wissenschaftliche Erkenntnisse kaum zu Nutzen macht. Teilen Sie diese Ansicht?

Lehr: Im Grunde hat er Recht. Aber dass es auch Ausnahmen gibt, beweisen nicht zuletzt die Teilnehmer dieser Gespräche. Alle haben auf ihre ganz eigene Weise Wege gefunden, Literatur und Wissenschaft



Thomas Lehr nahm in den vergangenen Tagen an den 38. Innsbrucker Wochenendgesprächen teil. Foto: Rottensteiner

zusammenzuführen.

Sie sind studierter Biochemiker. Da kommen einem eher Mikroskope oder Reagenzgläser in den Sinn als Metaphern.

Lehr: Ja, aber das künstlerische Interesse war in meinem Fall immer vorhanden. Mit 15 war für mich klar: Ich werde Schriftsteller. Erst mit 18 wurde ich vernünftig: Vom Schreiben kann doch kein Mensch leben – und einen ganzen Roman bringst du doch niemals zusammen. Deshalb habe ich etwas „Richtiges“ gelernt (lacht) – und insgeheim gehofft, wenigstens Wissenschaftsautor zu werden. Da der Promotionsprozess bei Biochemikern ein sehr aufwendiger ist und mehrere Jahre dauert, dachte

ich mir unvernünftigerweise: So, jetzt schreibst du davor noch kurz einen Roman. Und, was soll ich sagen, ich bin nie mehr zurückgekehrt.

Aber Ihre Ausbildung ist für Ihr Schreiben trotzdem wichtig?

Lehr: Ja. Mitunter aus ganz pragmatischen Gründen sogar: Man hat weniger Angst, sich gewissen Themen zu nähern, wenn man gewisse Grundkenntnisse hat – und weiß, wie und wo man diese Kenntnisse vertiefen kann.

Ihr Roman „42“ handelt unter anderem von Teilchenphysik. Gab es niemanden, der Ihnen von diesem – mit Verlaub – wenig verkaufsfördernden Thema abgeraten hat?

Lehr: Ich genoss einen gewissen Vertrauensvorschuss, weil ich ja schon ein gewisses Renommee als Autor hatte. Außerdem diskutiere ich meine Themen nicht im Vorhinein mit meinem Verlag. Tatsächlich gab es dort einige, die nicht an einen Erfolg geglaubt haben, die befürchteten, dass sich die Kritik vor einem solchen Thema ängstigt. Aber das Publikum hat mir vertraut. Und schließlich traktiere ich ja niemanden mit Formeln. In „42“ geht es um die Theorie der Zeit, das mag abstrakt klingen, aber es lässt sich allgemeinverständlich und anschaulich beschreiben.

Trotzdem, ein Thema wie die Anschläge vom 11. September 2001, das Sie in „Sep-

tember“ verhandeln, wirkt zugänglicher. Was hat Sie daran interessiert?

Lehr: Der Auslöser war zunächst ein ganz persönlicher. Ich war 1997 dort, eine Episode meines Romans „Nabokovs Katze“ spielt dort. Da denkt man unweigerlich: Du hättest auch an dem Tag dort sein können. Bedeutsamer war aber, dass ich den Eindruck hatte, dass einem die Endlosschleife der Bilder aus New York irgendwann überhaupt nichts mehr sagte. Sinnentleerung durch Bilderflut gewissermaßen. Darüber wollte ich nachdenken – und dabei erkannte ich irgendwann, dass mir etwas fehlte: die andere Seite. Letztlich galt es über den Moment 9/11 hinauszudenken. Das ist nur möglich, wenn man beide Seiten, den Westen und die vermeintlichen Feinde, einander auf Augenhöhe begegnen lässt.

Ein Verfahren, das in der Literatur Tradition hat.

Lehr: Richtig. Deshalb spielt Goethes „West-östlicher Divan“ eine wichtige Rolle. In der Literatur ist es möglich, den Standpunkt des Anderen einzunehmen, das hat schon Homer in der „Ilias“ getan. Er springt hinein, zeigt beide Seiten – und erst dadurch wird die Geschichte packend und ermöglicht es, von der visuellen Oberfläche in die Tiefe zu dringen und vorgefertigte Ansichten zu hinterfragen. Dazu kommt, dass sich die Literatur einer anderen Sprache bedienen kann: Ich muss nicht aktuell sein. Ich muss nicht reportieren. Das ist die große Chance der Literatur, sie kann Räume eröffnen und erlaubt zwangloseres, reichhaltigeres Nachdenken.

Das Gespräch führte Joachim Leitner

Durch das Labyrinth des Lebens

Mollgeschwängerte Melodien und ein Hauch „amore“: Rebekka Bakken und Pippo Pollina beim Imster TschirgArt Jazz Festival.



Rebekka Bakken wandelte im Glenthof auf den Spuren von Songwriter-Legende Tom Waits. Foto: Thomas Böhm

Von Markus Hauser

Imst – Die Frage, ob es von Vorteil ist, einmal richtig besoffen gewesen zu sein, um die Texte des amerikanischen Sängers Tom Waits in ihrer labyrinthischen Tiefe nachzuvollziehen, sei dahingestellt. Wenn Waits sein halbes Leben in alkoholisiertem Zustand, das Leben ganz unten, die vergebliche Suche nach der wahren Liebe, die Debatten mit Gott, der Welt und sich selbst in Worte fasst, so liegt die Kraft der Poesie in der Verkürzung. In der Fähigkeit, sich verselbständigende Gedankengänge in prägnante Wortfetzen zu fassen. Dazu mollgeschwängerte Melodien, und das wehmütige Weltenleid trifft mitten ins Herz.

Ob die norwegische Sängerin Rebekka Bakken solch alkoholbedingte Zustände jemals durchlebte, diese Frage stellt sich nach ihrem Auftritt im Rahmen des TschirgArt Jazzfestivals am Samstagabend nicht mehr. Ihr aktuelles Programm „Little Drop of Poison“,

quasi ein Best-of von Waits-Songs, servierte sie mit einer derartigen Tiefe und Nachhaltigkeit, dass diese den Urheber der Songs vergessen ließen. Wiewohl Bakken lakonisch meinte: „New York ain't what it used to be, guys are drinking green tea now.“ Aber Hand aufs Herz: Dorthin, wo sich Männer scheinbar hintrinken müssen, können sich Frauen hindenken! Und Bakken tut dies mit einer Stimme von unvergleichlicher Schönheit und schmerzlicher Intensität. Vom glockenhellen, natürlichen Sopran bis hinunter in einen verrucht-verrauchten Mezzo. Gerade ist sie ein bezirzendes Engelchen, im nächsten Moment, sprichwörtlich die Tonart wechselnd, rotzfrech, impulsiv ans Derbe grenzend, eine die Krallen zeigende Wildkatze. Bakken bedient sich spielerisch einer unglaublichen Palette von Klangfarben. Man denkt an Rickie Lee Jones, Janis Joplin, Gianna Nannini und, und... Aber wozu? Man sollte nur an Bakken denken.

Auch, weil Bakken das für die Bühne nötige Schauspielertalent hat. Mimik und Gestik unterstreichen die ohnehin glaubhafte Performance im Detail. Ihre Band dazu, minimalistisch, eine kammermusikalische Delikatesse! Geir Sundstol (Gitarren), Svante Henryson (Cello, Bass) und Rune Arnesen (Drums): Feinstarbeit im Detail, Ton und Klang gewichtet auf die Kraft der Lyrik abgestimmt. Punktgenau.

Aber nicht nur wegen Bakken war man gekommen. Da war noch der kleine Italiener, Pippo Pollina, der als großer Troubadour mit noch größerem Herzen vom ersten Takt an das Publikum fest im Griff hatte. „Amore“, „emozione“, „dedizione“: Alles „molto generoso“, selbst in der politischen Dimension, man muss es lieben, das Land des Pippo, und vor allem ihn. Jazz pur gab es zuvor auch noch. Romed Hopfgartner und Band servierten ein von *Franui* geprägtes musikalisches Erbe – bravourös, packend.